

**Zeitschrift:** Baselbieter Heimatblätter  
**Herausgeber:** Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland  
**Band:** 6 (1941)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Volkslied und Schlager  
**Autor:** Strübin, E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-859953>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Schnee, so wyt d'Auge länge! Mer sy uusgstigen und über Tramelan uf Les Breuleux. Der Aff isch verfluemeret ahängig worde. D'Bei sy mit derzyt wie Härdöpfelstöössel im Schnee ummegfahre. Rächt abeghundet hei mer äntlig i der Vacherie es Gliger gfunde. Und möndrisch isch der Türgg wider losgange: Schnee stampfe, Schnee stampfe. Z'glychlichen übermöndrisch. Do rüeft der Fäldweibel die Neubachene, «wo me no muess troch legge», zsäme. Mer stopfe hinder d'Hüüser in e Baumgarte. Der Fäldweibel luegt noh, öb alles bis uf Chnopf und Häftli chlappt, und goht go mälde. Gly druuf chunnt er mitem Haupme zrugg. Dä lauft vo eim zem andere. Me brüelt der Namen uuse. Öppe muess me Red und Antwort stoh. Underwyle bringt der Adjutant d'Fahne. Er nimmt d'Läderhültchen ab und rollt 's Tuech usen-ander. 's lüüchtet, brennt! 's Chrüz isch so wyss wie der Schnee, wo mer drin stönde. Und 's Fäld isch rot, 's chönnt früschs Bluet sy.

«Eusi neui Fahne!» seit der Haupme. «No suufer und luftig, em Hochzytchleid vome Brütli z'glych. Heit Sorg derzue! Für e Schütz isch d'Fahnen aber meh weder 's Chleid vo sym Brütli. Lueget einisch 's Chrüz a! So bländig wie d'Firnen und Zacke, eusen ewig Schutzwall. Dir syt au es Stück vome Schutzwall. Blybet standfescht wie d'Bärge! Und iez lueget 's Fäld a! Es mahnt ech a's Bluet, wo eusi Vorfahre verlore hei, für d'Freiheit z'günne. 's isch heiligs Bluet, wo nit für nüt und widernüt wött vergosse sy. Dänket dra! Holtet ech dra!» . . .

Es Wyli druuf list der Haupme d'Chriegsartikel vor. Wo die dur is dure sy wie ne Tschuuder, wenn's e Ryf leit, lot der Fäldweibel d'Chäppi abneh und d'Gwehr a linggen Arm stelle. Derno chunnt's langsam und dütlig über em Haupme syni Lippe: «Es schwören oder geloben die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten: der Eidgenossenschaft Treue zu leisten; für die Verteidigung des Vaterlandes Leib und Leben aufzuopfern; die Fahne niemals zu verlassen und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert.»

Mer hei d'Schwurfinger uuf und säge: «Ich schwöre es!»

Dermit sy mir «Junge», d'«Lehrbuebe», d'«Grünschnäbel» oder wie nis die «Ygweite», d'«Fachlüt», die «Grangschierte», «Geichte», «gwiegte Troupiers» süscht no binamse, as vollwärtig i d'Armee uuf-gno gsi. Und für mi isch eusi Fahne zu mene Härz- und Seelenerläbnis worde. I ha nere Treui gschwore . . . und wird ere Treui holte.

## Volkslied und Schlager. Von Ed. Strübin, Flims.

Einst war das Lied ein lieber Begleiter durch die Mühen des Alltags; singend förderten Handwerker und Bauern ihr Tagewerk; sie adelten es aber auch. Unter dem freien Himmel unseres Landes sind solche Arbeitslieder am volksaftigsten gediehen: In den altschweizerischen Kuhreihen und Hirtensängen breitet ein Volk stolz und froh sein einfaches Leben aus, die Arbeit und die Sorge, und die Freuden, die in ihrer Schlichtheit ans Herz röhren.

Und uf der Welt si kener Lüt  
Wie üser Chüehjerchnabe.

Es muss ein glückliches Volk sein, das so den Lobgesang seiner Arbeit singen kann.

Uns ist bei der Arbeit das Singen vergangen. Den singenden Büroangestellten kann ich mir nicht vorstellen. Ihn hindern vier Wände; ihn hetzt der Sekundenzeiger, und nicht ihn allein. «Uns fehlt nur eine Kleinigkeit — nur Zeit!» Sie fehlt auch dem Bauern auf der Mähmaschine; und erst dem Fabrikarbeiter! Sollte der die Akkordarbeit an der Stanzmaschine loben können? Er arbeitet ja so rationell, dass Vernunft längst Unsinn geworden ist. Die Maschine ist sein Meister. In dieser Luft wächst höchstens der Hassgesang

Wacht auf, Verdammte dieser Erde . . .

Unsere Vorfahren gaben dem Lied auch zur Zeit der Erholung und Geselligkeit den Ehrenplatz. Wir lesen und hören noch zuweilen von Sommerabenden unter der Dorflinde und von den Spinnstuben zur Winterszeit, und all das kommt uns vor wie eine alte Sage.

Denn auch in unserer Freizeit singen wir nicht. Zu müde — und auch zu bequem! —, selber etwas hervorzubringen, wollen wir uns lieber unterhalten lassen. Eine ansehnliche Unterhaltungsindustrie steht zu unsren Diensten. Die Maschine ist auch hier Meister geworden.

Das Volkslied aber lebt nicht davon, dass wir es anhören, sondern dass wir es singen. Es will unsere Seele, nicht das Ohr. Kein Wunder, dass es gefährdet ist. Denn es ist gefährdet, trotz aller wohlgemeinten Pflege hier und dort. «Pflege», das riecht so verzweifelt nach dem Krankenzimmer . . .

Es ist gefährdet, weil es die Wirklichkeit besingt, weil im Volkslied jeder sich selber findet.

Es ist gefährdet, weil wir uns nicht finden, sondern zerstreuen und verlieren wollen. Weil wir übergenug haben von der Wirklichkeit und uns in die Illusion flüchten, die Illusion im Tearoom und Dancing, im Kino und Variété.

Es ist gefährdet, weil etwas gefunden ist, das besser taugt, uns «ein bisschen Glück» vorzuzaubern, fern von den muffigen Hausgängen der Wirklichkeit:

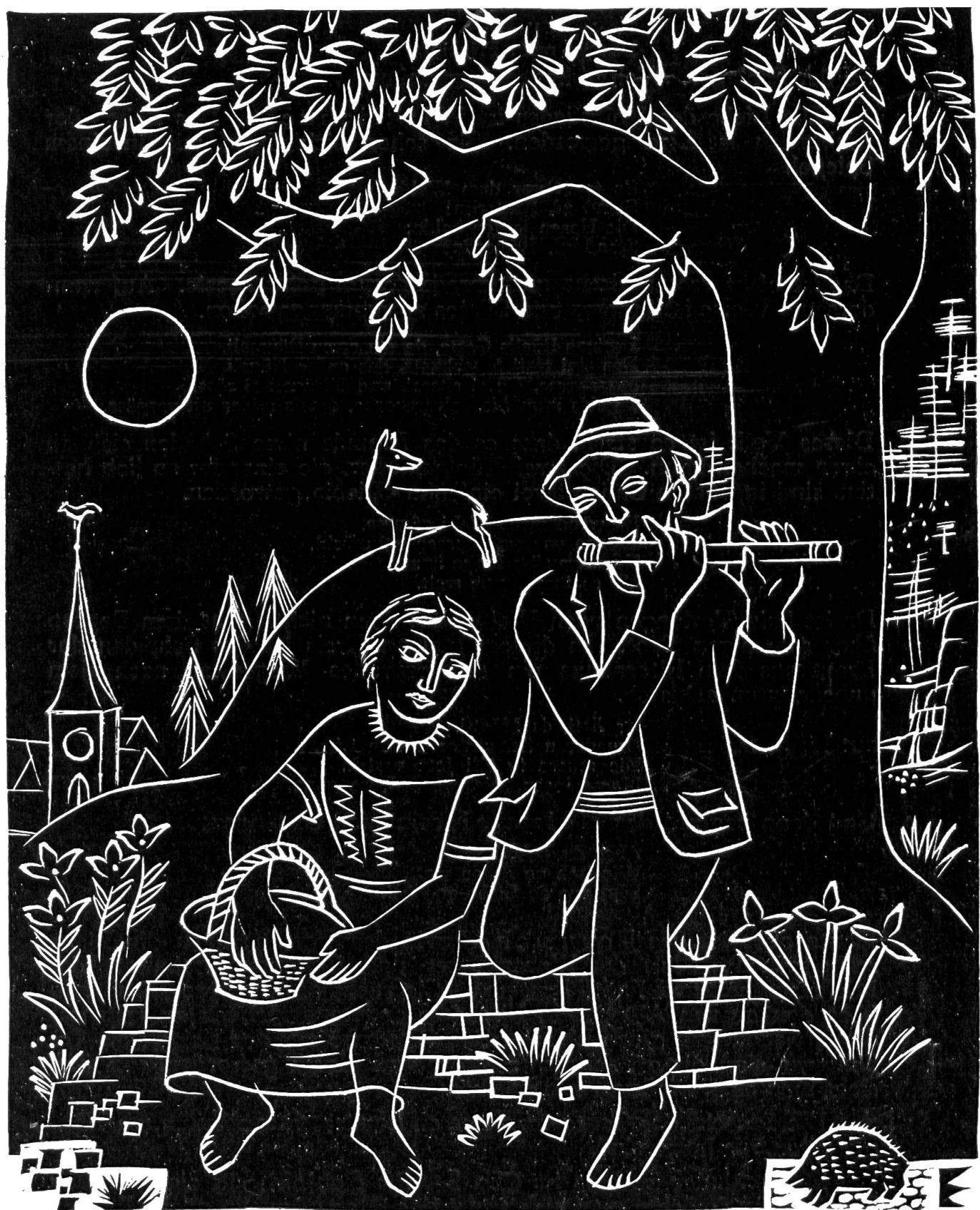
Das ist der **Schlager**. Ein treffliches Wort, eines das Ellbogen hat und Fäuste. Der Schlager droht, das Volkslied zu erschlagen. Wer weiss, mit welcher Leidenschaft die Jungen ihm anhängen, muss fürchten, der Kampf sei schon entschieden.

**Das Volkslied:** Ausdruck einer Zeit, die es wagen durfte, den Reichtum ihres Lebens im Liede darzustellen. Eine Blume aus dem Bauerngarten, an der man seine stille Freude hat. **Der Schlager:** Mittel, uns über die Leere dieses Daseins hinwegzuhelfen. Eine Treibhauspflanze, in der Schwüle gewachsen . . . Behauptungen sind wohlfeil. Der Beweis wird zu erbringen sein:

Volkslied und Schlager haben ein grosses Gemeinsames: das Grundthema. Es ist das alte und immerjunge, das allermenschlichste auch: die Liebe.

Dört unden i der Tiefi  
Da steit es Mülirad;  
Das mahlet nüt als Liebi,  
Die Nacht und auch den Tag.

So sagt es das alte Guggisberglied.



**Am Abend.**

Linolschnitt von Walter Eglin, Diegten.

Toujours l'amour  
Das ist mein Prinzip.

So der Schlager. Welten liegen dazwischen.

Die Liebe des Volksliedes ist Wirklichkeit. Das Leben der Liebenden ist Lied geworden. Sie sehen sich darin wie in einem Spiegel.

Es taget vor dem Walde,  
Stand uf, Kätterlin!  
Die Hasen laufen balde;  
Stand uf, Kätterlin!

Das ist nicht «romantisch» und gerade darum hohe Poesie. Auf wundersame Weise ist Herbes und Süsses zusammengewoben.

I mines Büelis Garte, da sta zweu Bäumeli.  
Das eini treit Muschgate, das andre Nägeli.  
Muschgate, die si süessi, und d'Nägeli si räss.  
I gab's mim Lieb z'versueche, dass's miner nit vergäss.

Dieses Volk ist so stark, dass es das Fremde ohne Schaden sich zu eigen machen kann. Die zwei Königskinder, die einander so lieb hatten, sind in unsren Gauen zwei einfache «Liebi» geworden.

Es wend zweu Liebi zämmme,  
Wenns vor em Wasser gsi möcht.  
Er schrau im Liebe ännet,  
Ob es ihm zünde wett.

Da ist kein Verlangen nach Weltweite; denn nichts geht dem Bauern über sein eigen Brot. In diesem kleinen Kreis ist das Scheiden der Braut aus dem Elternhaus ein schmerzvolles Weggehen nach dem unbekannten «Dusse».

Dr Atti, ds Müetti,  
Brueder u Schwester u wän i ha,  
Die muess ig alli jetz verlah,  
Muess luege, wie's mer dusse gang.

Und dann beginnt das Heimweh sein Lied zu singen:

Aber du liebi Zyt,  
Wie isch vo da so wyt,  
Wyt zue de Liebe und hei.

Heute aber ist das Fernweh Herrin der Herzen; denn die Liebe serbelt in der Welt der Warenhäuser und Aktiengesellschaften, der Mietskasernen und Fabrikkantinen. Sie sucht sich emporzuschwingen über den grauen Alltag, um irgendwo anders «glücklich zu sein mit dir». Schön und glücklich wie die Filmsterne auf der Leinwand. Im Schlager sind diese Sehnsüchte Wort und Musik geworden. In ihm sieht man sich, wie man sein möchte.

Die Sprache der Texte verrät es an hundert Einzelheiten, an Kleinigkeiten, die keine sind.

Statt «hinder im Hus im Gärtli» trifft man sich «in einer kleinen Konditorei» (möchte man sich treffen!). Das «Anneli» oder «Bäbeli» des Volksliedes heisst nun «Marie-Louise»; der «Schatz» und die «Liebste» ist eine «kleine Frau», eine «Madame», eine «Königin der Liebe» geworden.

Im Schlager scheint es nur Stadtmenschen zu geben; der schöne Gigolo, der arme Musikus, der im Café spielt, der schwarze Zigeuner vom Kaffeehausorchester sind Helden dieser Tage.

Der Durst nach dem fernen Glück kennt keine Landesgrenzen.

Ich zieh' in die Ferne und find' keine Ruh',  
Südlich der Grenze gen Mexiko zu.

Am Golf von Vizcaya ein Mägdelein stand;  
Ein junger Matrose hielt sie bei der Hand.

Ohne englisch zu können, ergibt man sich dem Zauber von «When the moon shines over the mountains». Immer grösser werden die Kreise. Mit den blühenden Praterbäumen und der Wiener Walzerseligkeit hat es einst begonnen. Aber der letzte Weltkrieg hat den Lichtschein zerstört, der «die Stadt meiner Träume» umgeben hatte. Die Phantasie muss immer weiter schweifen, wenn sie auf dieser armen Erde einen Ruheplatz finden will. Der Traum von der Insel der Seligen ersteht wieder. Bald heisst sie Hawaii:

Dort in Hawaii hab ich mein Herz verloren . . .

Jonny hat Heimweh nach Hawaii . . .

Bald ist sie namenlos, dafür umso lockender:

Eine kleine Insel liegt im blauen Meer;  
Nach der kleinen Insel zieht es mich so sehr;  
Dorthin möcht' ich fahren einmal heimlich  
Mit dir!

Drei Worte stehen, Leuchtkugeln gleich, über diesen nebelhaften Fernen: Glück, Träum und Märchen:

Eine kleine Insel, ganz für uns allein,  
Ringsum Glück und Frieden, was kann schöner sein . . .  
Komm, lass uns träumen bei leiser Musik  
Unser romantisches Märchen vom Glück . . .  
Und im Schatten grüner Bäume  
Sitzen wir, ein selig Paar;  
Unsre allerschönsten Träume  
Werden endlich wie ein grosses Wunder wahr . . .

Und was Worte nicht vermögen, vermag vielleicht die Musik: das Märchen vom Glück wahr zu machen — oder doch beinahe wahr. Ohne Musik ist der Schlager undenkbar. Von ihr nur soviel: Es ist eine tänzerische Musik, in ihrer einen Hauptform schwebend und lösend. Die süßen Weisen und sanften Rhythmen eines Englischen Walzers oder eines Tangos schaffen auf unwiderstehliche Weise jene seltsame Atmosphäre des Traumes und Vergessens. Im Zwielicht dieser Klänge (die «Tangobeleuchtung» ist berühmt geworden!) erschlafft der Wille.

Ich tanze mit dir in den Himmel hinein,  
In den siebten Himmel der Liebe . . .

Vor hundert Jahren wäre ein solches Wort als Gotteslästerung bestraft worden.

Aber diese beinahe religiöse Inbrunst ist gar nicht unverständlich. Die andere Hauptform der Schlagermusik gemahnt in mehr als einer Hinsicht an Religionsgebräuche der Primitiven. Der Lärm der Neger-trommeln hat einst die Schwarzen Nordamerikas in religiöse Ekstase versetzt, mit den selben Mitteln, grellen und grotesken Klängen und

einem drängenden, syncopenreichen Rhythmus, jagt eine moderne Jazzkapelle die europäische — auch die schweizerische! — Gesellschaft in Taumel.

Doch das Erwachen kommt immer wieder. Darum ist auch der Verbrauch an solcher Musik so riesig. Es gibt richtige Schlagerfabriken, die zu florieren scheinen. Sie stehen nicht in der Schweiz, aber der Import ist gross. Wer kann solcher Ueberschwemmung standhalten? Die gewaltigsten Mittel der Technik werben für den Schlager, allstündig: Schallplatte, Film und Radio. Da kommt ein gelegentlicher «Heimatabend» nicht auf. Der Schlager hat auch das Dorf erobert, ob es uns lieb ist oder leid.

Es ist vielen Leid. Ein Geschmacksrichter wird — mit Recht — sagen, die künstlerisch wertvollen Schlager seien zu zählen. Ihm könnte man — auch mit Recht — entgegnen, unter den Volksliedern sei auch nicht alles gediegenes Gold. Der Volkskundler wird vielleicht wehmütig bedauern, dass die vielen schönen, alten Lieder, edle Vermächtnisse der Vergangenheit, ins Vergessen sinken.

Aber es geht im Grunde nicht um den Geschmack, sondern um die Gesinnung und nicht um Vergangenes, sondern um Gegenwart und Zukunft. Im Lied offenbart sich Herz und Geist einer Zeit. Wir haben die Lieder, die wir verdienen. Wenn wir das Lied tadeln, klagen wir die Zeit an. Es wäre aber sinnlos, etwa unsere Jugend auf das Volkslied einzudrillen, wenn man weiß, dass ihr Herz anderswo ist. Man müsste zuerst ihr Herz ändern, was freilich bedeutend mühsamer wäre . . .

Stirbt uns am Ende das Volkslied, weil wir nicht mehr Volk sind? Ich meine nicht «Volk» im staatlichen Sinne; aber ist es nicht so, dass auch unter uns jene immer mehr werden, die Masse sind, die eins sind allein im Fordern, dass die Zahl derer wächst, die vom ständigen Ausgucken nach immer neuen Glücksmöglichkeiten schielend geworden sind, dass dagegen jene Namenlosen, in sich Ruhenden zu mangeln beginnen, die einst, unverbildet, und ohne heimlich an «geistige Landesverteidigung» zu denken, ihre Lieder geschaffen und gesungen haben? Volkslieder.

Vielleicht erwacht uns das Volkslied wieder einmal. Wenn wir Volk sind.

## Baselbieter Gemeindewappen.

Von Dr. P. Suter, Reigoldswil.

### Känerkinden.

1359 Kennichingen, 1364 Kenrechingen, 1365 Könrrchingen, 1366 / 1411 Kenchingen, 1446 Genckingen, 1455 Kenkingen, 1464 Kendrichingen.

Känerkinden war eine der sieben Ortschaften der Herrschaft Homburg, nach Aussterben der Homburger (1323) vorübergehend österreichisch, seit 1400 baslerisch, nach der Basler Revolution 1798 zum Bezirk Sissach gehörend.